Predigt von P. Stefan Oster SDB in der Gnadenkapelle Altötting anlässlich des 70. Geburtstag von Ferdinand Ulrich

(Lesung: Offb 21, 1-5a; Evangelium: Lk 1, 39-56)

Schwestern und Brüder im Herrn, verehrter, lieber Herr Professor Ulrich,
welch einen Ort könnte es geben, der besser geeignet wäre für den Anlaß unserer heutigen Begegnung, als die Gnadenkapelle in Altötting. Für unseren verehrten Freund und Lehrer, für Sie, Herr Professor, war sie zeitlebens ein wichtiger Ort, ein wichtiger Raum des Gebetes, der Anbetung, der Zuflucht, des Trostes, der Freude. Schon früh in Ihrem Leben, seit Sie nach dem Krieg hier ganz in der Nähe mit Ihrer Mutter in Mühldorf angekommen sind, beginnt Altötting eine zentrale und bleibende Rolle zu spielen. Und natürlich hängt die Wichtigkeit dieses Ortes nicht so sehr an dieser kleinen Stadt Altötting als Stadt an sich selbst, sondern an dem Geheimnis, das hier in besonderer Weise verehrt wird, am Geheimnis des Menschen Maria.
Befragen wir zunächst die Texte der Heiligen Schrift, die wir dazu gehört haben. Johannes, der Seher, Johannes, der den Herrn liebt. Ihm ist die tiefe Schau geschenkt, mit deren eindringlichen Bildern uns auch etwas vom Mysterium dieses Ortes Altötting näher erschlossen werden kann. Da ist zunächst das Bild vom neuen Himmel und der neuen Erde, der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen. Hier in seiner Schau ist neue Schöpfung, heile Schöpfung, die auch wieder Erde und Himmel heißt. Es gibt also Kontinuität zum Alten, eine Verbindung zum Alten, auch das Alte war und ist Geschöpf aus der liebenden Hand Gottes. Aber Johannes sieht schon nach vorne, er sieht, wie es in der Tiefe ist und wie es sein wird: Das Neue wird an die Stelle des Alten getreten sein, das Alte wird vergangen sein.
Was ist in aller Kontinuität zum Alten dennoch das radikal Neue an der neuen Schöpfung? Johannes führt im Text drei Bilder ein: die heilige Stadt, und die Braut und auf diese beiden wendet er das dritte Bild an: Stadt und Braut sind Wohnung, Wohnung Gottes unter den Menschen. Die Neue Schöpfung, die heile Schöpfung ist auf ihren Schöpfer hin so offen, so zugewandt, so liebend ersehnend, daß sie Ihm Raum gibt, und geben kann, Platz zu nehmen in ihr, Platz zu haben, zu wohnen. Die neue Schöpfung ist so sehr ihrem Schöpfer zugewandt, daß sie ihn aufnehmen, einwohnen lassen kann und ihn deshalb sogar hervorbringen, gebären, sichtbar und erfahrbar machen kann. Und die Bilder sagen auch, daß dieses Neue mehr ist als nur ein Tempel als Wohnung Gottes, d.h. mehr als nur ein Gebäude aus Stein. Es ist einerseits eine ganze Stadt, ein Gefüge von vielen Menschen, von vielen Personen. Und zugleich ist dieses Gefüge eine Einheit, die als Braut einen gemeinsamen personalen Organismus bildet, einen Leib, eine Kirche wie Paulus sagt. Kirche, das Neue Jerusalem, gewinnt hier personale Gestalt.

Nun, das Evangelium, das wir gehört haben, spricht in den Wörtern und der erzählten Begebenheit scheinbar von etwas ganz anderem, aber eigentlich geht es um dasselbe! Hier treffen sich zwei Frauen, Elisabeth und Maria. Elisabeth verkörpert den alten Bund, ja, man kann sagen, sie verkörpert auch noch die alte, die erste Schöpfung. Aber als solche ist sie die Trägerin einer Verheißung: eine vermeintlich Unfruchtbare, schon ältere Frau, die aber einen Propheten in sich trägt. Vor allem die alttestamentlichen Gestalten Sarah und Hanna standen hier Vorbild: ihnen allen wurde jeweils aus menschlicher Sicht völlig überraschend von Gott ein besonderes Kind verheißen. Hier, Johannes, der Vorläufer, der schon im Mutterleib erwählte, der schon im Mutterleib „voll Freude" – wie es heißt – erkennt, wer da zu ihm zu Besuch kommt.

Hier kommt die neue Schöpfung, die Braut, die Wohnung Gottes unter den Menschen. Hier geht in aller Verbindung zum Alten – Elisabeth und Maria sind verwandt, sagt der Text – aber bei aller Verbindung zum Alten geht dennoch etwas völlig Neues los, neue Schöpfung: Gott selbst wohnt ihr ein. Gott selbst ist ihre Fruchtbarkeit.

„Wer bin ich, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?" sagt Elisabeth: Und: „Gesegnet bist Du mehr als alle Frauen".

Hier ist mitten im Ersten, im Früheren, im Alten Bund, in der ersten Schöpfung bereits die Neue Schöpfung anwesend, die heile Endlichkeit, die, in der Gott selbst wohnt und erfahrbar wird, die ganz auf ihn hin durchsichtig wird und gerade dadurch sie selbst ist, erlöste Freiheit.

Und die Gegenwart der heilen Schöpfung schon jetzt, mitten in dieser noch ersten, noch dem Tod unterworfenen Schöpfung, diese Gegenwart bezeugt das Evangelium und – davon befruchtet – zeugt davon auch fast jede Zeile, die Professor Ulrich geschrieben hat. Um die Gegenwart der heilen Schöpfung kreist sein Denken in der ihm eigenen Art, hiervon gab und gibt er Zeugnis in seinen Begegnungen, meist unausdrücklich, oft aber auch direkt.

Maria betet das Magnificat: Sie preist ihren Reichtum, ihre Größe, in all ihrer Armut und Niedrigkeit als Magd. Sie ist in ihrer Armut so empfänglich und offen für Gott, daß gerade sein Reichtum hier allen Raum findet und erfüllen kann. Und umgekehrt: Gottes Liebe ist so reich, daß sie so arm sein und in dieser armen Gestalt Mensch werden kann. Reichtum und Armut der Liebe, die Niedrigkeit der Magd und ihre Größe vor allen Geschlechtern; und Gott selbst, der sich selbst und seinen Reichtum in der Gestalt des entäußerten, armen Jesus schenkt – die Erfahrung und Erschließung dieses Geheimnisses der Liebe verdanke ich persönlich meinem Lehrer Ferdinand Ulrich.

Im Lauf der Jahre ist mir auch immer deutlicher geworden, wie zentral und tief er damit das Herz des Evangeliums trifft und auszulegen versteht. Er hat es vor allem als Philosoph getan, als

ein Denker, der sich zuerst mit den irdischen Dingen beschäftigt und nicht wie der Theologe zuerst mit den himmlischen. Gleichwohl ist sein Denken natürlich vielfach verdächtigt worden als heimliches Theologisieren – dies vor allem deshalb, weil sogenannte weltliche Philosophie seit dem Mittelalter meint, sich von der Theologie emanzipieren zu müssen. Die Philosophie wollte und will nicht länger Ancilla, nicht länger die bloße Magd der Theologie sein. Sie fühlt sich von der Theologie überfremdet, ihres Selbststandes beraubt. Das darf nicht sein, meint man, und weist folglich der Theologie ihre ganz eigene Sphäre zu, scharf abgegrenzt von der Philosophie, die nun endlich – vermeintlich – selbst denken und sie selbst werden darf. Seit dem späten Mittelalter stehen sich folglich Theologie und Philosophie in vielen ihrer Strömungen wie zwei fremde Blöcke unvermittelt gegenüber. Grob gesprochen beschäftigt sich die eine Disziplin, die Philosophie, mit der Welt und mit den Dingen der Welt, und die andere, die Theologie, mit Gott, aber zwischen beiden gibt es kaum eine Brücke.

Nun gibt es aber dennoch große, einflußreiche Philosophie, die in schärfster Abgrenzung zur Theologie trotzdem nach der Möglichkeit einer „heilen Welt als Welt“, oder auch nach der Möglichkeit des heilen Menschen fragt, darum ringt. Vom einen gibt etwa die sozialistische Utopie des Marxismus Zeugnis, vom anderen zum Beispiel Friedrich Nietzsche und seine Suche nach dem Übermenschen.

Professor Ulrich hat demgegenüber schon sehr früh gesehen, daß das Magd-Sein der Philosophie nicht notwendig schlechte, knechtische Unterwürfigkeit bedeutet. Der liebende Gott des Evangeliums schenkt sich der Welt, seiner Schöpfung, dem Menschen so radikal, daß der Mensch davon nicht unfrei, nicht geknechtet, sondern viel mehr er selbst wird. Eigentlich kann man mit Ferdinand Ulrich sagen, daß Philosophie, wo sie sich unter das Geheimnis des liebenden Gottes stellt, erst wirklich zu sich selbst kommt, erst wirklich Philosophie wird: Gestalt eines freien Denkens und Lebens.

Dort aber, wo die Philosophie emanzipatorisch Gott aus ihrem Zuständigkeitsbereich hinausdrängt, und gleichzeitig ihre eigene Freiheit sucht, dort kommt sie zwangsläufig zu dem Punkt, wo sie sich diese Freiheit selbst erleisten muß, selbst zuführen muß. Sie will damit aber notwendig letztlich „wie Gott“ sein und geht so auch notwendig in die Irre.

Sie hat den Glauben verloren, sie vertraut nicht, daß sich Gott ihr umsonst schenken will, daß sie ihn umsonst empfangen und letztlich auch als Liebe zur Welt bringen kann. Sie will sich nichts geben lassen und wird folglich gezwungen, sich ihre Freiheit selbst zu geben. Dies hat Professor Ulrich als Denker immer in großer Klarheit gesehen und benannt, jedoch nie als beißender Kritiker, sondern immer im liebenden Gespräch, in der tiefen Achtung vor dem philosophischen Gesprächspartner.

Gerade damit bezeugt er auch die Wahrheit, daß unser Herr Jesus Christus besonders für diejenigen gestorben ist, die Gott aus ihrem Leben und Denken hinausgedrängt haben und immer wieder hinausdrängen. Darin und in vielem anderen ist mir Ferdinand Ulrich persönlich wahrhaft ein Zeuge des Evangeliums geworden.

Und noch einen schönen Bezug möchte ich herstellen, den Bezug zu Johannes dem Täufer. Wir hören an anderer Stelle im Evangelium, daß Johannes seine Jünger mahnt, er selbst müsse kleiner werden, der Herr aber solle wachsen, so wie es in unserer Perikope von der Begegnung der beiden Frauen auch schon angedeutet ist: Johannes verweist schon im Mutterleib auf den, der so viel größer ist als er.
Ich glaube, viele von uns durften in der Begegnung mit Ferdinand Ulrich erfahren, daß es ihm nicht um sich selbst, sondern immer um den viel größeren, um den Herrn ging und deshalb immer auch um den anderen Menschen. „Der Lehrer ist der beste“, hat er einmal gesagt, „der für seine Schüler überflüssig wird“. Überflüssig vor allem auch deshalb, weil Liebe einfach überfließt und mehr auf das Wohl des anderen Menschen bedacht ist als auf das eigene. Er ist einer der wenigen, die mir glaubwürdig auch diese Wahrheit des Evangeliums vorgelebt haben: „Der Herr muß wachsen, ich aber muß kleiner werden“.
So feiern wir nun diese 70 Jahre unseres Freundes und Lehrers voll Dankbarkeit an dem Ort, an dem alle Philosophie, die nach der heilen Schöpfung fragt, zur Ruhe kommt. Weil hier der Raum ist, in dem Gott selbst sich Maria und in ihr seiner Kirche, d.h. uns allen schenkt. Amen.